



«Mist! Und so was will ich jetzt in Zukunft machen?»

DIE BURGTHEATERSCHAUSPIELERIN SARAH VIKTORIA FRICK, GEBOREN IN CHUR UND AUSGEBILDET IN ZÜRICH, IM GESPRÄCH ÜBER IHR LEBEN, IHRE INTUITION UND DIE ZUSAMMENARBEIT MIT DAVID BÖSCH.

Thomas Trenkler

Sarah Viktoria Frick hat derzeit, wie man so sagt, einen Lauf: Sie wirkt in vielen wesentlichen Produktionen des Burgtheaters mit und dominiert diese mit ihrem oft wortkargen Spiel. In «Fräulein Julie» von August Strindberg zum Beispiel – Regisseurin Mateja Koležnik erzählt die Geschichte quasi aus der Schlüssellochperspektive – muss sie als leidgeprüfte wie pflichtbewusste Köchin zuschauen, wie ihr Jean, der fescche Diener, eine Affäre mit der Tochter des Grafen beginnt. In Ödon von Horváths «Geschichten aus dem Wiener Wald», inszeniert von Johan Simons, kämpft Marianne, alles andere als ein «süßes Mädel», mit Händen und Füßen, mit Körperlichkeit statt mit Sprache, dagegen an, ein Opfer zu sein. Vergeblich, wie wir wissen.

Und auch in «Adern», einer Uraufführung, spielt Sarah Viktoria Frick eine einfache Frau aus dem Volk: Der Bergmann Rudolf sucht im Jahr 1953 per Zeitungsannonce jemanden, der sich um seine fünf Kinder kümmert. Denn seine Frau ist an Keuchhusten gestorben. Und so trifft Aloisia zu Beginn des Stücks mit ihrer kleinen Tochter am Bahnhof von Brixlegg ein. Man ringt um Worte, gesprochen wird – aus Unvermögen oder Unsicherheit – nur das Allernötigste. Sarah Viktoria Frick und Markus Hering müssen sich mit angedeuteten Gesten, mit scheuen Blicken helfen. Mit der Zeit entsteht zwischen den beiden aber eine tiefe Beziehung. Für «Adern» bekam die 27-jährige Tirolerin Lisa Wentz heuer den Nestroy-Preis als beste Dramatikerin, Frick und Hering wurden als beste Hauptdarstellerin bzw. bester Hauptdarsteller nominiert (die Entscheidung fiel erst nach Redaktionsschluss).

Sarah Viktoria Frick ist ein wenig das Gegenteil einer mondänen Diva: Sie wird mitunter als «merkwürdige Schauspielerinnen» beschrieben, als «Rotzgöre», als «widerborstig» und «eigensinnig». Und sie fällt die Entscheidung, wie sie eine Rolle anlegt, gerne «intuitiv». Überhaupt: Die Wörter «intuitiv» und «naiv» verwendet Sarah Viktoria Frick immer wieder im Gespräch. Das hat wohl auch damit zu tun, dass es keinen Plan oder das Ziel gab, Schauspielerin zu werden.

Über Fussball zum Theater

Geboren wurde sie 1982 in Chur. Frick besitzt daher die Schweizer Staatsbürgerschaft – und auch jene von Liechtenstein, wo sie aufwuchs: «Mein Vater, ein technischer Zeichner, war Liechtensteiner, meine Mutter ist Schweizerin. Und alle ihre Kinder sind in Chur geboren.» Denn zum dortigen Krankenhaus hatte ihre Mutter mehr Vertrauen.

Ins Theater ging sie nie, weder in Bregenz noch in Zürich: «Mit Schauspiel in Berührung gekommen bin ich nur über den Fussballverein. Am 26. Dezember gab es immer eine Aufführung der Laienspielgruppe, und meine ältere Schwester, die später Krankenschwester wurde, hat drei- oder viermal mitgemacht. Gespielt wurde Boulevard, Verwechslungskomödien, so richtig Tür-auf-Tür-zu. Damals dachte ich mir: Da werde ich dann auch mitmachen, wenn ich einmal Hebamme bin.»

Sarah Viktoria Frick: «Wir müssen es hinkriegen, dass das Theater wieder relevanter wird!»
Bild: Irina Gavrich / Burgtheater Wien



Sarah Viktoria Frick als Antigone in der Adaption von Thomas Köck in der Wiener Inszenierung von Lars-Ole Walburg.
Bilder: Matthias Horn / Burgtheater Wien



Sarah Viktoria Frick in «Adern» von Lisa Wentz in der Regie von David Bösch.

Mit 15 musste sie aber beim Tag der offenen Tür feststellen: «Nee, das kann ich doch nicht!» Die Hebamme, die ihr den Beruf näherbringen sollte, war schlecht gelaunt und frustriert: «Sie schimpfte über die Ärzte, die mehr wert seien. Und so hab' ich aufs Gymnasium gewechselt. Aber weil ich kein Latein konnte, kam für mich nur der Wirtschaftszweig infrage. Das habe das nicht lange ausgehalten.»

Frick liebäugelte kurz, Maurerin zu werden: «Das ist was Handfestes!» Vielleicht war da auch ihre Trotzigkeit zu spüren, mit der sie im Theater punktet. Mit Feminismus hätte der Wunsch aber nichts zu tun gehabt: «Mich haben Berufe interessiert, wo man zum Schluss etwas sieht, wo es ein Ergebnis gibt. Ein Ergebnis, das alle brauchen können.»

Irgendwann schlug ihre Mutter Schauspiel vor. Die Idee erschien Frick zunächst abwegig, weil sie ja nur das Amateurtheater des Fussballvereins kannte. Trotzdem reizte sie die Vorstellung. «Du kannst es ja versuchen», meinte die Mutter.

Als 16-Jährige war Frick mit einer ihrer Schwestern und deren Familie den Sommer über auf der Alm – als «Knecht». Tatsächlich als Knecht? «Damals hab' ich noch Knecht gesagt!» Und beim Hüten der Kühe las sie eifrig Stücke, um sich für die Aufnahmeprüfung vorzubereiten. Frick hatte sich bei den umliegenden Schauspielschulen, also in Bern, Zürich und München, beworben. «Ich konnte mir damals nicht vorstellen, weit weg von zu Hause zu sein. München war mir eigentlich schon viel zu weit weg.»

Beim Vorsprechen in der Otto-Falckenberg-Schule – sie hatte unter anderem die Viola aus der Shakespeare-Komödie «Was ihr wollt» ausgewählt, weil ihre Schwester so heisst – kam sie bis in die Endrunde: «Die DozentInnen sagten, ich solle nächstes Jahr wieder kommen, ich sei einfach noch zu jung.» Und einer der Professoren riet ihr, die Figur der zurückgebliebenen Beppi in «Stallerhof» von Franz Xaver Kroetz einzustudieren. Das tat sie auch (und sollte mit der Rolle später sogar Triumphe feiern). An der Hochschule für Musik und Theater in Zürich wurde sie sofort aufgenommen – als Jüngste der Klasse und mit Sondergenehmigung. «Da konnte ich am Wochenende nach Hause!»

Es gab zuvor aber eine Hürde zu meistern. Denn sie sollte erklären, welche Inszenierung ihr in der letzten Zeit am meisten zugesagt hätte. Sie wollte aber nichts «zusammenlügen», ging daher am Abend ins Zürcher Schauspielhaus. Gegeben wurde «Emilia Galotti», Frick verstand nichts: «Mist! Und so was will ich jetzt in Zukunft machen?»

«Ich hatte Glück»

Die Scheu vor der Stadt verlor sie schon bald: «Ich hatte viel Glück.» Eine Kollegin wurde ihre beste Freundin – und sie lernte David Bösch kennen, der Regisseur werden wollte. «Es war damals so, dass in der Schauspielklasse auch Regiestudentinnen und Theaterpädagogen waren. Die ersten zwei Jahre bekamen alle die gleiche Grundausbildung.» Mit Bösch verstand sie sich von Anfang an: Sie hatten den gleichen Humor und teilten die Ansichten über das, was Theater leisten sollte.

Zusammen mit anderen erarbeiteten sie in nur drei Wochen «Leonce und Lena – a better day» nach Georg Büchner. Die Hochschule entsandte die Inszenierung 2003 zum Treffen deutschsprachiger Schauspielstudierender in Graz. Frick erhielt für ihre Lena den Darstellerpreis. Damit begann die Karriere – und die intensive Zusammenarbeit mit David Bösch.

Nach dem Diplom folgten Gastengagements ans Theater am Neumarkt in Zürich und ans Stadttheater Bern, wo Frick – wieder in der Regie von Bösch – die Mitzi in «Der Drang» von Kroetz verkörperte. Und 2005 ging sie, wie auch Bösch, ans Schauspiel Essen, das nun von Anselm Weber geleitet wurde. Das Ruhrgebiet war zwar weit weg von Liechtenstein, das Abenteuer aber ein «geborgenes», wie Frick meint. Denn mit von der Partie waren auch ihre früheren Studienkollegen Lukas Graser und Nicola Mastroberardino – und zusammen bildete man in einer WG eine «Theaterfamilie».

Mit Bösch entstand eine Inszenierung nach der anderen (bis heute müssen es 25 oder gar 30 sein), Frick wurde als seine «Muse» beschrieben. Mit dem Begriff kann die Schauspielerin nicht viel anfangen. Oder vielleicht doch? «Er war meine erste Theater-Liebe», sagt sie schliesslich. Jedenfalls: Die Zusammenarbeit war toll. Und intensiv.» Nach ein paar Jahren

stellten beide fest: «Wir müssen uns jetzt etwas weniger sehen, damit wir nicht langweilig werden.» Sie wollten die Arbeitsbeziehung und die Freundschaft nicht gefährden. «Und es ging aber auch darum, andere Erfahrungen zu machen.»

Theaterspielen – ein Privileg

Frick wehrte sich zudem dagegen, dass der Beruf ein «Job zum Geldverdienen» wird, er sollte «ein Privileg» bleiben. «Daher habe ich gekündigt, war nur noch Gast.» Und dann kam der Anruf des Dramaturgen Klaus Miessbach. «Er hatte uns, also David und mich, beobachtet – und er hat Matthias Hartmann, dem designierten Burgtheater-Direktor, vorgeschlagen, mich zu engagieren.» Anselm Weber soll ihr gesagt haben: «Sarah, das musst du machen!» Und so übersiedelte sie 2009 nach Wien.

Die Stadt hatte sie nur von einem Wochenende gekannt. «Ja, sehr schön, und Wien ist eine tolle Theaterstadt, aber ich habe mir nie gedacht, dass ich da landen würde.» Zumal das Burgtheater kein Ziel gewesen sei. Sie hat die Entscheidung aber nie bereut, auch wenn es schon nach drei, vier Jahren recht turbulent zugeht: Unter der Geschäftsführung von Hartmann, der zuvor Intendant des Zürcher Schauspielhauses gewesen war, explodierten die Ausgaben, ein Teil des Ensembles sprach dem Direktor schliesslich das Misstrauen aus. «Ich hätte mir gewünscht, dass man auf die Pausetaste drückt, die Sache von ExpertInnen klären lässt – und dass nicht jeder Theatermensch auch noch seine eigene Meinung zu diesem Thema kundtut.» Die Idee von Theater rückte in jener Zeit völlig in den Hintergrund: Der Ruf des Hauses wurde nur noch über den Skandal definiert – und nicht mehr, was Frick unendlich bedauerte, über den Spielplan.

Was sie damals feststellte: «An jeder Spitze ist es einsam und der Druck hoch.» Flachere Hierarchien am Theater wären daher nur logisch: «Wird die Macht auf mehrere verteilt, schwindet auch der Druck. Man kann sich erlauben, menschlich zu bleiben – und so ganz allein wäre man dann auch nicht mehr.»

Auf Hartmann folgte Karin Bergmann, seit 2019 leitet Martin Kušej das Burgtheater. Und längst ist Wien eine zweite Heimat geworden: Sarah Viktoria Frick lernte den aus Basel gebürtigen Martin Vischer kennen, der zunächst am Schauspielhaus und später am Burgtheater engagiert war. Sie bekamen zwei Söhne (der Taufpate des älteren ist übrigens David Bösch), und erst vor wenigen Monaten heirateten die beiden.

Antigone als Amokläuferin

In der Anfangszeit war Frick bejubelt worden: Für ihre Rollengestaltungen in Dea Lohers «Adam Geist» (Regie: David Bösch) erhielt sie den Nestroy als beste Nachwuchsschauspielerin, zwei Jahre später folgte jener als beste Schauspielerin – für die Beppi in «Stallerhof» (Regie: David Bösch). Aber auch wenn ihr eine Figur langweilig erschien: Sie versuchte immer, das Spannende in dieser zu finden. «Da packt mich dann der Ehrgeiz.» In einem Interview sagte sie: «Die Figuren müssen schon eine kleine Störung haben, damit ich sie richtig gern habe.»

Im Endeffekt sei sie aber «immer sehr gut damit gefahren, dass ich denen vertraut habe, die mich für eine Rolle besetzen, weil sie mich so oder so sehen.» Eben als widerspenstig, gar störrisch, biestig, aber auch als durchschlagskräftig. Mitunter dient sie als Identifikationsfigur, mitunter berührt sie – zum Beispiel in Gerhard Hauptmanns «Die Ratten» als verzweifelter Dienstmädchen Pauline, das sich von Frau John ihr Neugeborenes abschwatzen lässt. «Man kann auf der Bühne die abstraktesten Dinge machen», sagt Frick. «Aber irgendeine Verbindung zur Wirklichkeit muss es geben» – entweder über das Bühnenbild, über den Inhalt oder über das Spiel.

Sie interpretierte den Puck als pubertierend-mürrischen Teenager und Horrorfilm-Fan, das Käthchen von Heilbronn als Stalkerin, die Antigone als Amokläuferin. In Werner Schwabs Radikalkomödie «Volksvernichtung» durfte sie «ein richtiges Arschloch» sein. Und bei den Salzburger Festspielen war sie die Allegorie der Guten Werke im «Jedermann». Die Buhlschaft aber würde sie nicht interessieren: «Diese Rolle hat in meiner Fantasie einfach zu wenig Fleisch auf den Knochen. Dann eher der Jedermann!»

Lust aufs Inszenieren

Konkrete Wünsche nennt sie im Gespräch keine. Aber sie würde gerne wieder inszenieren. Ihr Debüt als Regisseurin gab sie im Frühjahr 2022 am Berliner Ensemble: Aus der Rolle der Nina in Anton Tschechows «Die Möwe», mit der sich ihre ehemalige Schauspielschülerin Lili Epply erfolgreich beworben hatte, entstand auf Wunsch von Intendant Oliver Reese ein ganzer Abend.

Und als Nächstes hätte sie, sagt Sarah Viktoria Frick, «grosse Lust, eine Komödie zu spielen». Denn: «Komödien sind etwas Hoffnungsvolles!» Gerade jetzt, in Zeiten der Pandemie und des Krieges, sollte das Theater «mehr auf Hoffnungsvolles setzen». Warum das Burgtheater kaum Komödien anbietet, wisse sie nicht. «Aber was ich weiss: In manch einer Komödie steckt ordentlich Tiefgang!» Und hoffnungsfrohe Titel könnten auch ein Rezept gegen den Besucherschwund sein. Bei halb leeren Sälen, wie mitunter in den letzten Jahren, bekäme sie schon auch Angst, dass ihre Profession in Zukunft nicht mehr so gefragt sein könnte. Aber Sarah Viktoria Frick macht sich sogleich wieder Mut: «Wir müssen es hinkriegen, dass das Theater wieder relevanter wird!»

Und sie trägt das Ihre dazu bei. Der Film interessiert sie zwar sehr, schliesslich hat sie unter anderem bei «M – Eine Stadt sucht einen Mörder», «Ich und die Anderen» und «Kaiserschmarrndrama» mitgewirkt, aber: «Das Theater hat derzeit zu kämpfen» Deshalb steckt sie all ihre Energie in die Bühne: «Meine Zuneigung gilt halt meist den Schwächeren.»

«Mich haben Berufe interessiert, wo man zum Schluss etwas sieht, wo es ein Ergebnis gibt. Ein Ergebnis, das alle brauchen können.»

«Die Figuren müssen schon eine kleine Störung haben, damit ich sie richtig gern habe.»